

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 26 (1970)
Heft: 3

Artikel: Sprachenprobleme im deutschsprachigen Elsass-Lothringen*
Autor: Dentinger, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachenprobleme im deutschsprachigen Elsaß-Lothringen*

Von Georg Dentinger, Straßburg

Wenn sich in einem Staate die Sprachgrenzen nicht mit den politischen Grenzen decken, gibt es Sprachprobleme. Das sind keine Probleme, die man lösen kann, sondern Verschiedenheiten, die man annimmt oder nicht. Die Schweiz ist ein Musterbeispiel sprachlicher Toleranz, werden doch sogar äußerst kleine Volksgruppen geschützt. In Frankreich, wo acht Sprachgruppen beheimatet sind, hat nur die „langue d’oil“ als Staatssprache offizielles Recht; sie selbst ersetzte schon 1539 das Latein und wurde für alle Untertanen des Königreiches verpflichtende Amtssprache, obwohl noch 1789 die Umgangssprache jedes dritten Franzosen nicht Französisch war.

Die französische Sprach- und Kulturpolitik

Die Jakobiner als Sieger in der Revolution wollten nichts wissen von unveräußerlichen Rechten der Volks- und Sprachgruppen in der von ihnen geschaffenen „einen und unteilbaren“ Republik. Gleichheit bedeute für sie die gleiche Sprache für alle Untertanen. Unter ihnen wurde das „Cujus regio, ejus religio“ zum „Cujus regio, ejus lingua“. Das mußte zur Gegenwehr der sprachlichen Minderheiten in Frankreich führen. Da diese Gegenwehr nie stark genug war, um sich durchsetzen zu können, schlug die Assimilationspolitik teilweise so verheerende Breschen, daß man das Aussterben verschiedener Sprachen befürchten muß.

In den elsäß-lothringischen Volksschulen setzte der Druck um 1853 ein, als verlangt wurde, jede Lehrperson sei zu melden, welche den täglichen Deutschunterricht von 35 Minuten nicht in

* Nach dem an der Jahresversammlung 1970 des DSSV in elsässischer Mundart gehaltenen Vortrag.

französischer Sprache gab. Schon damals wurden Kinder wegen des Gebrauchs ihrer Muttersprache im Schulhof oder Schulgebäude gestraft.

Von der Sprache her gesehen war es ein Glück für Elsaß-Lothringen, daß es zwischen 1870 und 1919 von dieser Assimilationspolitik verschont blieb. Schon um die Jahrhundertwende war mit René Schickele, Stadler, Flake, Lienhardt usw. eine Elite erstanden, die im deutschsprachigen Raum Aufsehen erregte.

Natürlich fand auch die damalige deutsche Regierung es noch nicht geboten, in den Volksschulen ihren deutschsprachigen Untertanen eine Fremdsprache zu lehren. Aber in den ungefähr 550 französischsprachigen Gemeinden Elsaß-Lothringens wurde der Unterricht in den Volksschulen auf die dem „Patois“ nächstliegende französische Sprache aufgebaut, deren die meisten Betroffenen unkundig waren.

Wie wenig die französische Sprach- und Kulturpolitik im eigenen Lande sich geändert hat, sollen folgende Erklärungen berufener Politiker Frankreichs zeigen.

1925 erklärte der Unterrichtsminister de Monzie den bretonischen Abgeordneten, die Bretonisch neben Französisch in den Schulen gelehrt wissen wollten: „Im Interesse der französischen Sprache ist es notwendig, daß das Bretonische verschwindet.“ Elsaß-Lothringen bekam 1927 nach hartem Kampf drei Wochenstunden Deutschunterricht nebst Religionsunterricht in der Muttersprache zugestanden. Deutsch war Pflichtfach und auch Examensfach beim „Certificat d'Etudes“.

Als die Abgeordneten 1933 zwecks Verbesserungen beim Unterrichtsminister Guy la Chambre vorstellig wurden, war seine Antwort eindeutig:

„1. Man verlangt von uns den Unterricht in der deutschen Sprache vom ersten Schuljahr an. Wir erklären kategorisch: nein.

2. Man verlangt von uns, daß die französische Sprache unter Verwendung der deutschen Sprache gelehrt werde. Antwort: nein.

3. Man verlangt die Einsetzung einer Studienkommission. Wir erklären: nein, denn unsere Position ist klar festgelegt, wir brauchen keine Studienkommission.“

Nur die selbstbewußte Haltung des Großteils unserer Elite, hinter der ein geeintes Volk stand, konnte sture Assimilationsansätze zum Scheitern bringen. Der Staat mußte das Nebeneinander beider Sprachen, wenn auch zähneknirschend, hinnehmen.

1945 jedoch konnten die Chauvinisten Frankreichs und Elsaß-Lothringens zu ihrer großen Zufriedenheit sagen: „Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Das Schicksal hatte

ihnen den größten Führer aller Zeiten, ich meine Adolf Hitler, geschenkt, der in vier Jahren in unserer Heimat mehr für Frankreich tat, als die glühendsten Befürworter der Assimilation imstande gewesen wären. Der angesammelte Haß unterschied nicht mehr zwischen Politik und Kultur. Das war der Augenblick, den es zu nutzen galt, nachdem freie Bahn geschaffen war durch Ausschaltung aller Landsleute, die der Assimilationspolitik vor dem Kriege ein Stein des Anstoßes gewesen waren.

Die Ansätze zur Assimilation erfolgten sofort auf breiter Ebene.

1. So wie Hitler keinen französischen Unterricht für die verbliebene französischsprachige Bevölkerung, sofern sie nicht ausgesiedelt wurde, anerkannte, so wurde 1945 „provisorisch“ jeglicher Deutschunterricht vom Programm der Volksschule gestrichen.

2. Seit 1945 ließen es die Kirchen zum ersten Male seit 1648 zu, daß der Religionsunterricht nicht in der Muttersprache, sondern in der Staatssprache erteilt wird. Vor 1870 hatten sich Bischof Dupont de Loges in Metz und in Straßburg Pfarrer Cazeaux solchem Ansinnen scharf entgegengestellt. Die deutschen Bischöfe Fritzen, Straßburg, und Benzler, Metz, hielten streng am Unterricht in der Muttersprache ihrer französischsprachigen Glaubensgenossen fest.

Nach dem Zweiten Weltkriege erklärte ein bedeutender Würdenträger des Bistums: „Wir mußten die Sprache gegen das Konkordat und die Loi Falloux eintauschen.“ Eine gleichlautende Stimme machte sich in der evangelischen Kirche laut: „Wir beziehen mit Wissen der Präfektur viele Millionen von den deutschen Landeskirchen, müssen aber die von der Regierung befolgte Sprachenpolitik hinnehmen.“

3. Die Parteien, die bis 1940 ausgesprochen elsässische Parteien waren, hörten nun auf, es zu sein. Ausschlaggebend war das Einschwenken der *UPR* (Union populaire républicaine = elsässische katholische Volkspartei) in das neugegründete *MRP* (Mouvement républicain populaire). Man erklärte zwar den Wählern, dadurch ließen sich die elsässischen Probleme besser regeln. Wer dies damals naiv glaubte, wurde in der Zwischenzeit eines Besseren belehrt. Man machte sich praktisch nicht einmal mehr die Mühe, die Frage der Zweisprachigkeit auch nur anzuschneiden.

4. Syndikate durften sich nicht mehr lokal, sondern nur noch auf nationaler Ebene bilden. So in die Minderheit versetzt und regional stark unterwandert, wurde man gezwungen, immer mehr zur französischen Einsprachigkeit überzugehen.

5. In den Verwaltungen verzichtete man nunmehr auf übersetzte Vorschriften. Wenn auch vor dem Kriege schon deutschgeschriebene Briefe französisch beantwortet wurden, so wurde es jedem nach 1906 geborenen Beamten jetzt zur Pflicht gemacht, seine schriftlichen Erklärungen französisch abzufassen.

6. Ab 1945 erlaubte man nur noch den Druck französischer und zweisprachiger Zeitungen. Letztere sollten zu mindestens 25 % französisch geschrieben sein. Alles, was die Jugend angeht, vornehmlich Sport, hatte französisch zu erscheinen.

7. Wenn vor dem Kriege die Straßenschilder alle noch zweisprachig waren, so war man jetzt dafür besorgt, daß das Städte- und Gemeindebild sich in nichts von dem einer innerfranzösischen Siedlung unterschied.

So war nach außen hin die Maske ziemlich perfekt, und der oberflächliche Reisende konnte diese Täuschung für bare Wirklichkeit nehmen.

Hinter dieser Fassade war nun beharrlich zu arbeiten, damit die Maske Schritt für Schritt Wirklichkeit werde. Es galt, die Jugend einer Schule anzuvertrauen, in der sie von selbst wurzellos, geschichtslos und heimatlos wird.

Die Loi Deixonne von 1951, nach welcher es möglich war, Wahlstunden zum Unterricht von Minderheitssprachen zu verwenden, bezog sich nicht auf Italienisch, Deutsch oder Flämisches, die als Fremdsprachen galten. 1952 jedoch wurde durch das Dekret André Marie ein Deutschunterricht von 2 Wochenstunden während der 2 letzten Schuljahre vorgesehen.

Aber wie sieht die Sache wirklich aus?

Ungeachtet jeder Pädagogik ging man daran, vom Kindergarten an den Geist des Kindes in der Staatssprache einzufangen und es seiner Muttersprache zu entfremden.

Ungeschminkt sagt es uns Herr Basdevant, bis letztes Jahr Verantwortlicher im Außenministerium für Kulturexport:

„Die Lage ist verhältnismäßig einfach, wenn die Sprache sich voll und ganz des Geistes des Kindes bemächtigt, wenn sozusagen die Muttersprache überrundet wird und wenn diese dann, verarmt und verfemt, entweder total verschwindet oder sich mit dem Rang eines bescheidenen ‚Patois‘ abfindet.“

Damit die Mundart wirklich zu einem verarmten ‚Patois‘ heruntersinkt, galt es, sie peinlichst von ihrer Muttersprache zu trennen. Wie soll aber dann das Kind seinen Wortschatz erweitern? Dies muß zum Kauderwelsch und auch zu Komplexen führen; doch das will man ja.

1918 schon erklärte der Schriftsteller Jean Giraudoux beim Einzug in Zabern seiner überraschten Truppe, die einen deutsch

klingenden Dialekt hörte: „Nie hätte es eine Sprache mehr verdient, respektiert zu werden. Denn durch sie konnten die Elsässer dem deutschen Einfluß so erfolgreich widerstehen. Sie war der Schleier, unter welchem sie, ohne daß die Deutschen es merkten, ihre Unabhängigkeit und Erinnerung wach hielten. Sie spiketen sie mit französischen, nie mit deutschen Wörtern, denn durch einen unleugbaren Zauber fügen sich französische Wörter vortrefflich ein, während deutsche sich störend abheben.“

Diesmal wurde kein Widerspruch erhoben gegen die Behauptung, Deutsch sei in Elsaß-Lothringen Fremdsprache. Auch dies war ein neuer Akzent gegenüber der Zeit vor 1940.

Man leistete sich noch viel mehr. Elsaß-Lothringer Prachtpädagogen redeten ihrer Umwelt ein, der Dialekt erschwere das Erlernen der Hochsprache. Als der Nobelpreisträger Kastler den frischgebackenen Präfekten Escande von Colmar brieflich fragte, als er so etwas behauptete, auf welche pädagogischen Erkenntnisse er sich berufe, schrieb er ihm zurück, elsässische Fachleute hätten ihm dies gesagt.

So waren die Weichen gestellt, um nach einer Generation eine Jugend vor sich zu haben, die sich mit dieser Falschmünzerei abfindet.

Das Echo dieser Politik in unserer Heimat

Nach ihrer Einstellung zur Sprachenfrage könnte man die in Elsaß-Lothringen ansässigen Personen in drei Gruppen einteilen:

1. Jene aus Innerfrankreich zugezogenen Personen, die keine Wurzel schlagen wollen, und jene Elsaß-Lothringer, die ihre Kinder von den ihrer Ansicht nach hinderlichen sprachlichen Wurzeln befreien wollen. Für sie gilt der Grundsatz „ein Volk, ein Staat“. (Kein pädagogischer Unterricht; Deutsch ist Fremdsprache wie in Paris oder Lyon.)

2. Jene Elsässer, die zwar den Vorrang des Französischen betonen, die aber glauben, es sei doch ein Vorteil, dem Dialekt außerhalb des offiziellen Lebens eine Chance zu belassen.

Man kann sagen, diese beiden Gruppen sehen das Sprachenproblem vom Nationalstaat her. Als Exponenten dieser Gruppe würde ich Professor Juillard, Direktor des geographischen Instituts von Straßburg, nennen, der wohl die deutsch-französische Zweisprachigkeit bejaht, aber zwingende Maßnahmen verlangt, damit der Dialekt, nach ihm verdammt und verdammenswert, ausgemerzt werde. Mit drei anderen Größen gleicher Mentalität brachte er einen diesbezüglichen Antrag im PSU (Parti socialiste unifié) ein.

Unter den Lehrpersonen gibt es eine Anzahl, die den Familien dazu raten, Englisch als zweite Sprache zu wählen, und ihr Einfluß ist spürbar. Als die Sektion Mülhausen des Schickele-Kreises in einer konfessionellen Privatschule um die Erlaubnis nachsuchte, außerplanmäßige Deutschstunden für Interessenten zu geben, lehnte die Schulinspektorin ab, war aber geneigt, einen Esperanto-Französisch-Unterricht zu gestatten. Da Esperanto aber nur Hilfssprache zwischen Menschen verschiedener Muttersprache sein soll, sieht man, wie weit die Verblendung der Menschen gehen kann.

3. Die dritte Gruppe möchte, dies niemandem zuliebe und niemandem zuleid, den Kindern unserer Heimat die in einer einmalig günstigen Umwelt bestmögliche Zweisprachigkeit auf den unabwendbaren Weg nach Europa mitgeben. Man muß sich nämlich wirklich Mühe geben bei uns, um die französische Einsprachigkeit gegen alle Vernunft durchzusetzen. Diese Gruppe kennt keine politischen Akzente, welche das Sprachenproblem von der Pädagogik in die Politik verlagern.

Sie weiß von dem Grundsatz der UNESCO, nach welchem jedes Kind seinen Unterricht in der Muttersprache beginnen soll, weil sie der natürliche Weg der geistigen Entfaltung des Menschen ist, grundlegend für die Entfaltung seiner Persönlichkeit. Sie möchte Elsaß-Lothringen nicht ausgeschlossen sehen von den vier Grundfreiheiten der Vereinten Nationen.

Zweisprachigkeit bietet nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile. Viele ernsthafte Pädagogen warnen vor einer zu früh einsetzenden Zweisprachigkeit. Besonders die Auslandsfranzosen widersetzen sich gerne in ihren Staaten dem Erlernen der dortigen Mehrheitssprache. Sie vertreten den Grundsatz, wesentlich sei nicht, zwei Sprachen zu können, sondern jene gut zu beherrschen, die während des ganzen Lebens als Ausdrucksmittel der Gedanken gilt. Der Gelehrte Missenard andererseits unterstreicht in seinem Buche „A la recherche de l'homme“, daß wenn man mit Kindern zwischen 3 und 8 Jahren zwei oder mehrere Sprachen systematisch pflegt, sie diese alle wie ihre Muttersprache handhaben.

Bei uns ist das natürlich ganz falsch. Die Brücke zwischen Elternhaus und Schule ist gesprengt. Obwohl 80 % aller mundartlichen Ausdrücke dieselbe Wurzel wie die deutsche Hochsprache haben, ist die Volkssprache bis zum 11. Lebensjahre aus der Volksschule verbannt. Dialektsprechen im Schulbereich ist verboten, und ganz tüchtige Lehrpersonen lassen sich Schüler denunzieren, die außerhalb der Schule Mundart sprechen.

Wenn wir alle Vor- und Nachteile abwägen, bleibt uns nur die Wahl der sich aufdrängenden Zweisprachigkeit, die ja ab 1988

Gemeingut aller Europäer sein soll. Setzen wir hinzu, daß sogar die Amerikaner trotz der großen Verbreitung der englischen Sprache zu dieser Einsicht gekommen sind. In den Sprachinseln der Vereinigten Staaten setzen sie momentan Mittel ein, um die Volkssprache der Sprachminderheiten zu fördern und im Dienste des Staates zu nutzen.

Die Folgen der Kollaboration

Simone Weill schreibt in ihrem Buche „L'enracinement“: „Wenn man die öffentliche Gewalt auf seiner Seite hat, ist man seinem Gegner gegenüber um vieles im Vorteil.“ Aus dieser Sicht sind die Erfolge der Assimilationspolitik zu werten.

Maske. Es galt, von vornherein eine unangenehme Wirklichkeit zu verschleiern. Viele Ortsnamen wurden französisiert, alle Beschriftungen zwangsmäßig französisch, so daß sich bald das äußere Gesicht im deutschsprachigen Raum in nichts von dem einer innerfranzösischen Ortschaft unterschied. Touristenführer hatten Anweisung, neugierige Frager betreffs der Umgangssprache, welche die Leute reden, an den Verkehrsverein zu verweisen. Jeder Beamte soll Unbekannte zuerst in der französischen Sprache anreden. In einer gegebenen Umwelt, z. B. einer Gendarmeriekaserne, ist es in Anbetracht des psychologischen Druckes der Umwelt kaum möglich, seinen Kindern die Mundart zu überliefern. Der wahrscheinlich letzte elsässische Überlebende der Widerstandskämpfer vom 20. Juli 1944 bedauert heute, daß er sich unter diesem Druck nicht getraute, seinen Kindern die Mundart zu lehren.

Gehen Sie in irgendeine Stadt im deutschsprachigen Elsaß-Lothringen und versuchen Sie, einen Film in deutscher Sprache zu sehen. Der deutsche Film auf dem Dorfe ist kontingentiert und darf nur zweimal gespielt werden. Das Hinterland von Straßburg würde dem Straßburger Stadttheater bei deutschsprachigen Aufführungen einmalige Chancen bieten; aus psychologischen Gründen wird auf die angrenzende badische Kundschaft verzichtet. Unsere sozusagen kulturlose Jugend, der deutschen Sprache entfremdet, liest immer mehr französische Zeitungen. Es gibt heute schon Zeitungen wie die „Alsace“, deren französische Auflage höher ist als die zweisprachige. Aus Mangel an regionalem Bewußtsein bei der Jugend, das absichtlich von der Elite vernachlässigt wird, haben wir praktisch nur noch eine Informationspresse; die Meinungspressen sind ausgestorben. Auf lange Sicht dürften im Elsaß die sogenannten „Neuesten Nachrichten“ und in Lothringen der „Républicain lorrain“ übrigbleiben. Sportausgaben am Montag, an dem keine andere Regionalzeitung er-

scheint, sind nur französisch. Die „Neuesten Nachrichten“ nehmen nur noch mittwochs deutschsprachige Annoncen auf. Anzeigen irgendwelcher Art, offizielle Bekanntmachungen können nur in der Staatssprache erscheinen.

In den meisten Zeitungen ist die Sprachenfrage praktisch ausgeklammert. Der katholische „Volksfreund“, Wochenzeitung mit 80 000 Abonnenten, sowie das „Evangelische Kirchenblatt“ mit 20 000 Abonnenten versuchen, ihren Lesern den Vorteil der Zweisprachigkeit beizubringen. Die „Humanité“, Wochenzeitung der Kommunisten, tritt wohl für die Zweisprachigkeit ein, die sie von der geschichtlichen Dialektik ableitet, ist aber schnell bereit, alle anderen Befürworter der Zweisprachigkeit national zu verdächtigen.

Die „Voix d'Alsace-Lorraine“, ein Kind des autonomistischen Abgeordneten Dahlet, der nach dem Kriege als erster der Assimilationspolitik den Kampf ansagte, tritt sozusagen allein für eine ehrliche und gleichberechtigte und auch offizielle Zweisprachigkeit ein, verkauft sich aber sozusagen hinter der Theke, da zu viele Landsleute diese totgeschwiegene Zeitung, der man den Makel der Sehnsucht nach der deutschen Zeit anhängt, nicht zu kaufen, geschweige zu abonnieren wagen.

Die sogenannten „Intellectuels Chrétiens Sociaux“, eine Gruppe katholischer Intellektueller, geben eine bis vor kurzem nur französisch geschriebene Monatsschrift heraus, die einmal ihrer Freude darüber Ausdruck gab, daß der deutsche Film nun doch langsam verschwinde, die die Frage aufwarf, ob es wirklich notwendig war, daß Fritz Allemann nach dem Elsaß kam, um in seinem Heft „Die Elsässer, eine Minderheit, die keine sein will“ Frankreich den Prozeß zu machen, und die auch einmal mit Hitlerbildern aufrückte, um die „Voix d'Alsace-Lorraine“ zu verleumden, was ihr viele Protestbriefe aus dem Leserkreis einbrachte.

Heute ist der antijakobinische Ton dieser Zeitschrift äußerst heftig, und in der Sprachenfrage verlangt man Deutsch von der Kleinkinderschule an, Deutsch als Unterrichtsfach in der Volksschule, mit dem Vorrang des Französischen. In ihren Spalten vergrößert sich langsam der Raum der deutschgeschriebenen Artikel.

Parteien. Die alte Christliche Volkspartei, die bis zum Triumph de Gaulles tonangebend war, schwieg die Sprachenfrage mehr oder weniger tot. Bloß der Abgeordnete Meck ging manchmal mit der auf Assimilation eingestellten Pflimlinggruppe ins Gefecht, was ihn aber nicht hinderte, ungerecht und pöbelhaft gegen Leute wie Dahlet anzugehen, seine Verbündeten von vor

dem Kriege, die in der Sprachenfrage die alten geblieben waren.

Im gaullistischen Lager sammelte sich vorerst alles, was nach Nationalismus roch; diese Leute lehnten z. T. aus nationalen Gründen jeden Deutschunterricht ab und sind prinzipiell auch heute noch nur für jene Zweisprachigkeit anzusprechen, die auf nationaler Ebene Gültigkeit hat. Der Abgeordnete Hinsberger von Saargemünd, der einen Gesetzesvorschlag einbrachte auf drei Wochenstunden Fremd- oder Muttersprachunterricht für ganz Frankreich, kann als weißer Rabe gelten, dem seine Parteikollegen das Leben nicht leicht machen.

Eine Linke besteht praktisch nur auf dem Papier. Im *PSU* versuchte E. Juillard seine Attacke gegen den Dialekt, machte sich aber höchstens lächerlich mit seinem Ansinnen. Schon 1948 trat der kommunistische Abgeordnete Rosenblatt für Zweisprachigkeit in der Kammer ein, versäumte aber nicht, den christlichen Abgeordneten, die dasselbe verlangten, Pangermanismus vorzuwerfen.

Kirchen. Schon 1952 drückte sich Bischof Weber folgendermaßen aus: Die Kirche bekommt eine „formation religieuse française“ und muß diese bekommen. Trotzdem wird man aber dem Umstand Rechnung tragen, daß *noch* ein großer Teil der Bevölkerung Dialekt spricht. Bischof Elchinger trat ganz in seine Fußstapfen: „Ich wende mich nun in ein paar Worten an die Alten, um ihnen zu sagen, daß sie sich auf kurz oder lang mit einem französischen Gottesdienst abfinden müssen. Französisch ist die Sprache der Jugend.“ Klarer konnte man es nicht sagen.

Wir könnten viele Ortschaften im deutschsprachigen Raume nennen, in denen überhaupt kein deutsches Wort mehr gebraucht wird. Ein Sundgauer Pfarrer sagte: „Ich bin nicht für die Zelebrierung eines deutschen Gottesdienstes bezahlt.“ Deutschsprachige Gottesdienste sind meist auf die Frühmesse verlegt. Ein Monseigneur des Bistums schrieb einmal einem Pfarrer, der deutsch geschrieben hatte: „Es ist eines Priesters unwürdig, deutsch zu schreiben.“

Die evangelischen Pfarrer halten sich im Durchschnitt mehr an die Volkssprache; aber auch hier ist nicht zu vermeiden, daß die jüngere Generation, die so wenig wie die katholischen Mitbrüder auf die deutsche Predigt vorbereitet wurde, nach dem Gesetz des kleinsten Kräfteaufwandes lieber französisch predigt. Ein Küster einer Straßburger Stadtpfarrei sagte mir jedoch, daß an einem deutschsprachigen Gottesdienst viermal mehr Leute teilnehmen als an einem französischsprachigen.

Kürzlich sagte mir noch ein evangelischer Pfarrer, er sei von

den „Renseignements généraux“ (Staatspolizei) zur Rede gestellt worden, weil er den Religionsunterricht in der Muttersprache hielt.

Syndikate. Wir stellen heute fest, daß die jungen Syndikalisten oft nicht imstande sind, sich in der Mundart an ihre Zuhörerschaft zu wenden.

Am meisten haben die Lehrersyndikate versagt. Hier spielte eine unschöne Abrechnung mit. Vor dem Kriege war H. Nägelen, der 1945 als Unterrichtsminister ins Elsaß kam, Präsident des nationalen Lehrersyndikats, während J. Rossé, Abgeordneter, engagierter Antiassimilationist, als Präsident des christlichen Lehrerverbandes den Großteil der Lehrerschaft hinter sich hatte. Die Abrechnung, die sich nun oben abspielte, hatte ihre Rückwirkungen nach unten. Ein Großteil der Lehrer „flüchtete“ in das nationale Lehrersyndikat aus irgendeiner Vergeltungsangst, und die alten Assimilationisten ließen nun ihren Trieben freien Lauf. Um es mit R. Laffont zu sagen, wurde nun der Lehrer allzu oft zum Apostel der Unkultur, da es ihm darauf ankam, nur nicht mit Sprachenproblemen aufzufallen. Einem Bekannten von mir wurde die Note um 4 Punkte herabgesetzt, weil er den Kindern auch deutsch geschriebene Bibliotheksbücher für ihre Eltern mitgab. Eine innerfranzösische Lehrerin bekam einen Punkt abgezogen, weil sie sich des Elsässischen als Behelf bediente. Ein Innerfranzose verließ angeekelt das Elsaß; weil er nicht als Lampist¹ Unannehmlichkeiten einstecken wollte, wenn er den Kindern seiner Schule Deutschunterricht erteilte.

Wer hier noch von freier Entscheidung der Bevölkerung in der Sprachenfrage redet, kann nicht als Realist angesprochen werden.

Die „Association des professeurs d'enseignement des langues vivantes“ läßt die Muttersprache als Fremdsprache gelten, verlangt den Vorrang des Französischen und möchte dem Mangel an zweisprachigem Kaderpersonal durch Spezialklassen abhelfen, also nur da für Abhilfe sorgen, wo wirtschaftliche Nöte bestehen.

Rundfunk und Fernsehen. Auch hier hatten wir unsere Kapitolsgänse, die darüber wachten, daß Hochdeutsch ja nicht über unsere Wellen gehe. Vor Jahren protestierte ein oberelsässischer Abgeordneter gegen Nachrichten in deutscher Sprache. Allerdings wurde man sich dann bewußt, daß man mit vier bis fünf Antennen auf dem Dach nicht auf die nationalen Sendungen an-

¹ Französisch *lampiste* ‚Lampenwärter; Untergebener auf dem bescheidensten Posten‘.

gewiesen ist. M. Allheilig, Direktor der Regionalsendungen, ist übrigens ein sehr aufgeschlossener Landsmann, welcher sowohl am Rundfunk wie am Fernsehen den Mundartsendungen den größtmöglichen Platz einräumt. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind sehr groß, und die Weitsicht des Regionaldirektors erlaubt ihm, viel Gutes zu tun.

Das elsässische Theater konnte am Fernsehen „Die schwarze Katze“ zeigen, ein Stück, das verdienen würde, im ganzen alemannischen Raum übernommen zu werden. Lothringen, das von Nancy abhängt, ist noch etwas Stiefkind. Doch konnte der „René-Schickele-Kreis“ auch dort eine wöchentliche Dialektsendung von 15 Minuten in Moselfränkisch durchsetzen. Was das elsässische Theater angeht, stellen wir übrigens mit Freuden fest, daß sich nicht nur die Zahl der Zuschauer vergrößert, sondern daß sich auch ihr Durchschnittsalter senkt.

Schule. Die verheerenden Resultate einer auf Politik zugeschnittenen Pädagogik zwangen schon in den fünfziger Jahren die Anständigsten bei uns, nachzudenken. Bei einem Vortrag „Bilinguisme frein ou moteur“ waren sich sowohl Anhänger wie Gegner einig, daß die Unterrichtsmethode falsch sei. 1959 wandte sich der Rektor von Straßburg an die verschiedenen Körperschaften des Landes, um Ansichten zu hören, die dann von einer Kommission geprüft werden sollten. Einmalig war die Antwort des Bistums Straßburg, das in 50 Gemeinden insgesamt bei nahezu 1000 dialektsprechenden Kindern von 13 Jahren ihre Sprachkenntnisse prüfen ließ. Die Resultate in Deutsch waren verheerend. Obwohl die Prüfung nur in einem Diktat von 10 vorbereiteten Zeilen bestand, kam für 83 % der Kinder die Note „ungenügend“ heraus. Vergessen wir aber nicht, daß in Deutschlothringen überhaupt kein Deutschunterricht in den Volksschulen erteilt wird. Die französischsprachige Minderheit des Moseldepartements ist in der Zwischenzeit zur Mehrheit herangewachsen, obwohl sie 1926 noch kaum zwei Fünftel ausmachte.

Die deutschsprachige Gegend wurde von Menschen aller Völker derart unterwandert, daß die Einwohnerzahl mancher Dörfer und Städte sich verzehnfachte. Der gemeinsame Nenner der Jugend wurde von der Schule her im Industriegebiet französisch. So wie man diese sprachliche Umvolkung in Lothringen geschehen ließ, so bemühte man sich mit entgegengesetzten Argumenten, und erreichte es auch damals, den Saarländern den obligatorischen zweisprachigen Unterricht aufzudrängen.

Man beglückte auch Saarbrücken mit einer zweisprachigen Universität, während aus psychologischen und nationalen Gründen

Straßburg auf diesen Vorteil heute noch verzichten muß, was ihm den Zustrom von Studenten aus einem Umkreis von 180 Grad vorenthält.

Es wäre jedoch falsch zu behaupten, daß die Schule alle Schuld treffe. Im Grunde ist es auch ein sozialpsychologisches Problem. Weil man eben feiner sein will, will man die Sprache der feinen Leute reden, in den sprachlichen Minderheitszonen Frankreichs wie im niederdeutschen Raum. Das Heim ist der letzte Hort der Sprache, und der Elsässer könnte so gut wie der Luxemburger im Heim seine Muttersprache an die nächste Generation weitergeben. Während sich im spanischen Katalonien die zugezogenen Spanier befleißigen, so schnell wie möglich am Reichtum der katalonisch-spanischen Zweisprachigkeit teilzunehmen, wird in manchen elsäß-lothringischen Familien alles getan, damit die Kinder dialektlos aufwachsen.

Aber wie es schon René Bazin sagte: „Die elsässische Wurzel schlägt immer wieder aus.“

Der Wandel

Es wurde immer klarer, daß es nicht so weitergehen konnte. Sollte wirklich der elsässische Schuljunge das letzte Opfer einer anachronistischen Assimilationspolitik werden? Eine Gruppe von Männern fing an, darüber nachzudenken. Man wurde sich klar, daß es darum ging, einen Bann des Konformismus und des Hinnehmens zu brechen. Der Zwang der Dinge erwies sich da stärker als die Unvernunft des Menschen. Im Elsaß hat sich in den letzten 15 Jahren eine Industrie angesiedelt, deren Mutterhäuser im deutschsprachigen Raum beheimatet sind; nun sind wir nicht imstande, dem Bedarf an zweisprachigem Kaderpersonal gerecht zu werden. Unsere Grenzgänger gehen in die Schweiz, nach Deutschland, aber bei ihrer sprachlichen Unzulänglichkeit bleibt ihnen jede gehobene Position versagt. Wenn's an den Magen geht, bekommen die Dinge ein anderes Aussehen!

Dann ging auch de Gaulle 1967 nach Kanada und appellierte an das Selbstbewußtsein der Franko-Kanadier, die zur „Francité“ gehören und mit denen unsere Regierung heute unter Umgehung der Regierung in Montreal direkt verhandelt. Dann fing man in Bordeaux an, zweisprachige Kleinkinderschulen einzurichten, die man heute in 39 Departements findet, die man aber den Elsaß-Lothringern immer noch verwehrt.

Schon seit der Nachkriegszeit war gute Vorarbeit geleistet worden: Die Elsässer sind im deutschen Sprachraum als die größten Satiriker bekannt, und wenn das 16. Jahrhundert seinen Sebastian Brant kannte, so haben wir seit Kriegsende einen Germain

Müller, der durch seinen urwüchsigen Humor das Klima der Heimat entgiftete.

Jetzt kam die Bekenntnisschrift des „René-Schickele-Kreises“, in dem ein gutes Bäckerdutzend Elsaß-Lothringer von verschiedener Herkunft sich zu ihrer Muttersprache bekannten und die Landsleute aufforderten, ihre Reihen zu stärken. Diese Bekenntnisschrift wurde in 25 000 Exemplaren gedruckt und soviel wie möglich unter die Bevölkerung gebracht. Der Nobelpreisträger Kastler schrieb das Vorwort und Germain Müller erlaubte, daß sein „Schwanengesang“ auf unsere Muttersprache aufgenommen wurde.

Das Programm ist klar. Unsere Jugend bedarf der bestmöglichen Zweisprachigkeit. Für sie soll der Dialekt mehr sein als Ballast. Ohne Luther wäre er vielleicht unsere Hochsprache geworden. Albert Schweitzer, universale Persönlichkeit, aber gleichzeitig in der Seele Elsässer, zeigt uns in seiner Schrift „Vom Licht in uns“ den lebendigen Zusammenhang der Dialekte mit der deutschen Hochsprache. Friedrich Dürrenmatt seinerseits unterstreicht, daß in gewisser Beziehung die Mundart der Schriftsprache überlegen ist, und nach ihm erzeugt der Abstand eine schöpferische Spannung. Mundarten bedeuten Verjüngung und Erneuerung der Schriftsprache; sie sind wahre Sparbüchsen und Notpfennige. Ohne Mundart wird der Sprachleib zu einem Sprachleichnam; ohne Tradition gibt es nur Nullpunkte. Gepflegt ist Mundart nie arm, das beweist die Lebendigkeit des Schweizer Dialekts. Wir können mit dem schwäbischen Schriftsteller Sebastian Blau sagen: „Gott behüte uns vor der Dialektlosigkeit.“

Es war wieder Albert Schweitzer, der uns lehrte, daß die elsässischen Wurzeln nicht Gegensatz, sondern eher Vorbedingung zu universaler Aufgeschlossenheit sind. Im Dialekt eingewurzelt, sind wir aufgeschlossen für die Erlernung beider Kultursprachen, die auf unserem Boden heimisch sind. Wir möchten nicht, daß deutsch-französische Kulturabkommen über unsere Köpfe hinweggehen; zweisprachige Kleinkinderschulen sind in Elsaß-Lothringen mehr angebracht als irgendwo in Innerfrankreich. Daß in ganz Deutschland und Frankreich, Elsaß-Lothringen ausgenommen, deutsch-französische Gymnasien gegründet werden, scheint uns eine unangebrachte Diskriminierung. Die psychologischen Gründe einer solchen Diskriminierung sind unzeitgemäß. In unserer Heimat sollten die Kinder, gleich welcher Muttersprache, mit den beiden Kultursprachen in der Kleinkinderschule vertraut werden. Es geht hier um Verstehen und Reden. Persönlich bin ich mit dem Grundsatz der UNESCO einig, daß der Unterricht auf der Muttersprache aufgebaut werden sollte.

Schon um die Jahrhundertwende sagte der amerikanische Fachmann von unseren zweisprachigen Schulen im französischen Sprachgebiet: „Ich habe 10 Typen von zweisprachigen Schulen studiert, gab aber den Schulen im Breuschtal den Vorzug, weil dort das Gemüt der Kinder am meisten geschont ist, da die Brücke zwischen Elternhaus und Schule nicht gesprengt und im Schatten dieser Brücke der Grundstein gelegt wird zu dem Sprachgebäude, das lückenlos und rasch sich erhebt, zur Freude der Lehrer und der Kinder.“ Die heute in den Sprachlabors entwickelten Lehrmethoden erleichtern das Erlernen von Fremdsprachen so sehr, daß man schon schlechten Glaubens sein muß, wenn man sie nicht anwendet.

Wir unterstreichen nochmals, daß das mit zwei Sprachen aufwachsende Kind durch den Vergleich der Sprachen seine eigene Muttersprache viel tiefer erfaßt, als wenn es nur einsprachig aufwüchse. Professor Baiche von der Sorbonne unterstreicht als Philologe, daß nach seinen Feststellungen Kinder, die mit zwei Sprachen aufgewachsen sind, viel leichter weitere Sprachen lernen.

Dies alles wird viel zu wenig klar von den Befürwortern der Zweisprachigkeit in unserer Heimat ausgesprochen. Manche glauben, mit dem Zugeständnis von 3 Wochenstunden Deutsch als Fremdsprache wäre das Problem zufriedenstellend gelöst. Ich würde da eher die Meinung der Zürcher Zeitung „Die Tat“ teilen, daß mit der Betonung, das Französische müsse unbedingt den ersten Platz behalten und dem Deutschen dürften nur wenige wahlfreie Stunden eingeräumt werden, schwer durchzukommen ist, da „der Geist einer Kultur nicht so nebenbei zu erraffen ist“. Die pragmatischen Engländer stellten zu ihrer Verwunderung fest, daß seit dem Tage, an dem der Unterricht in Wales auf die gälische Muttersprache aufgebaut wurde, diese Waliser Kinder die englische Sprache viel besser beherrschten.

Manche, durch Konformismus und Umwelt beeinflusst, erblicken in den Vertretern dieser vernünftigen Ansicht, die zur bestmöglichen Zweisprachigkeit führt, nichtsalonfähige Extremisten, von denen man Abstand nehmen muß. Wie naiv dies ist, zeigt schon der Umstand, daß kein Vertreter solcher Aufgeschlossenheit betreffs der Zweisprachigkeit bei den Franko-Kanadiern, den Wallonen Belgiens oder den Schweizer Jurassiern als Verräter an der eigenen Sprache gestempelt würde. Man kann heute sagen, in der Einstellung zur Zweisprachigkeit habe sich in den letzten Jahren ein großer Wandel vollzogen.

Die Verleumdung „im Solde Deutschlands“ zieht immer weniger und ist auch im Zeitalter deutsch-französischer Verständigung

verletzend. Es gibt genug Vertreter der französischen Elite, die uns Vorbild sein können.

Maurice Barrès sagt uns: „In der Schule die Muttersprache bekämpfen, das heißt nicht weniger als Intelligenzen zerstören, Krüppel schaffen, die ihr Leben lang Krüppel bleiben, und eine ganze Bevölkerung geistig morden.“

Noch deutlicher spricht der Großonkel Charles de Gaulles, gleichen Namens: „Es ist immer traurig, auch für einen Beobachter, den es eigentlich gar nichts angeht, eine Sprache sterben zu sehen; es ist dann, als ob die Menschheit eine Blume aus ihrem Kranz fallen ließe, als ob ein Instrument im Weltkonzert der Völker plötzlich verstumme und zerbreche. Aber wenn die Sprache, die da stirbt, die Sprache seiner eigenen Vorfahren, seines eigenen Volkstums ist, dann muß es ihm, wenn er nicht ein elender Materialist und Utilitarist ist, schier die Seele zerreißen; denn mit dem Tode der Sprache verschwindet die Seele eines Volkstums, der Genius eines Stammes.“

Immer mehr Elsaß-Lothringer schalten sich in den Kampf um echte Zweisprachigkeit ein. Die katholischen Intellektuellen, obwohl sie französisch schreiben, stehen heute der „Voix d'Alsace-Lorraine“ im Ton der Forderungen um nichts mehr nach. Immer mehr Vertreter der „Elite“ und auch der Gewählten finden sich in den Reihen des „René-Schickele-Kreises“, der sich sowohl quantitativ wie qualitativ entwickelt. Um die „Elsa“, eine neue Studentenzeitung, entwickelt sich ein Kern unkomplizierter junger Landsleute, der, vom Feuer der Jugend beseelt, die Zweisprachigkeit groß auf seine Fahne geschrieben hat. In der Zeitschrift „Communauté et Développement“ reden andere Jugendliche dieselbe Sprache.

Viele würden noch gerne mittun, aber — sei es, daß die Angst sie noch lähmt oder auch die Scham, zu lange Irrwege gegangen zu sein — der Mut zum letzten Schritt fehlt ihnen. Denn an der Sprachenpolitik hat sich in Frankreich absolut nichts geändert.

Nach Paul Sérant, Verfasser des Buches „La France des minorités“, sagte der heutige Regierungssprecher Léon Hamon alias Goldberg: „In der französischen Republik ist die Deckung der politischen mit der sprachlichen Gemeinschaft ein unschätzbares Gut, das wir nicht in Frage stellen und an dem wir nicht rütteln lassen wollen.“ Eine Parallele mit Belgien, der Schweiz und Kanada ließ er nicht gelten. Unsere Hoffnung ist, daß auf lange Sicht auch die Politiker von Paris unter dem Zwang der Dinge vieles hinnehmen müssen, das heute noch nicht den französischen Vorstellungen entspricht. In dieser Gewalt der Dinge, die sich im europäischen Rahmen viel besser durchsetzt, liegt für die Zweisprachigkeit in Elsaß-Lothringen die große Chance.